



Daniela
Raimondi

ROMAN

Das erste Licht des Sommers



ullstein

DANIELA RAIMONDI wurde in der Lombardei geboren. Sie hat zehn Gedichtbände veröffentlicht, die mit wichtigen nationalen Literaturpreisen ausgezeichnet wurden. Ihr Romandebüt *An den Ufern von Stellata* hat es an die Spitze der italienischen Bestsellerliste geschafft und ist in zahlreiche Sprachen übersetzt. Mit *Das erste Licht des Sommers* schließt sie an die Bildkraft und emotionale Stärke ihres Erstlings an.

Von der Autorin sind in unserem Hause außerdem erschienen:
An den Ufern von Stellata

Daniela Raimondi

Das erste Licht des Sommers

Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2026

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstr. 126, 10117 Berlin 2024

© 2023 Casa Editrice Nord, Mailand

Die italienische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
Il primo sole dell'estate bei Casa Editrice Nord, Mailand

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München, nach einer

Vorlage von Büro für Gestaltung – Cornelia Niere

Titelabbildung: © Kelsey Howard

Gesetzt aus Dante MT

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-07423-8

*Für meine Mutter Bianca
und für Alfa, die immer da ist.*

*»Manche Dinge, magische Dinge,
sind einfach als Ganzes gedacht.«*

Robert James Waller, *Die Brücken am Fluss*

*»Ich fragte mich, ob womöglich gerade auf diese Weise
Versöhnung zustande kommt – eben nicht mit dem Fanfarenstoß
göttlicher Inspiration, sondern ganz heimlich,
wenn der Schmerz nachlässt und sich unversehens
mitten in der Nacht davonmacht.«*

Khaled Hosseini, *Drachenläufer*

Geboren wurde ich an einem verschneiten Tag mit weißen Dächern, die Vögel saßen stumm in den Bäumen. Meine Mutter brachte mich zu Hause zur Welt, so wie es damals üblich war. Bei der Geburt stand ihre Schwägerin Zena ihr bei, indem sie der Hebamme frische Handtücher brachte und Holz im Ofen nachlegte. Ich kam am kältesten Tag des Jahres zur Welt, Eiskristalle glitzerten an den Fenstern, Raureif lag auf den Feldern. Es war so klirrend kalt wie »nicht einmal in Russland«, betonte Zena, als wäre sie jemals in Russland gewesen.

Im Laufe des Vormittags hatte es zu schneien begonnen, nach nur wenigen Stunden waren zunächst die Beete im Garten und dann auch die Felder und Straßen unter den Schneemassen verschwunden. Zur Mittagszeit waren die Büsche wie mit Zucker überzogen, und die Zweige der Tannen bogen sich unter der ungewohnt schweren Schneelast.

Die Kinder des palás, des Mietshauses, fuhren am Hang des Dammes Schlitten, und Zenas Hunde folgten ihnen bellend. Das aufgeregte Kreischen der Kinder drang bis in das Zimmer meiner Mutter vor und mischte sich unter ihre Schmerzenslaute.

Es war drei Uhr nachmittags, als die Presswehen einsetzten.

»Pinta, Elsa, at g'ha da pintar«, spornte die Geburtshelferin sie an.

Sie tat, wie ihr geheißen, und presste, die Wangen hochrot, die Haare schweißgebadet.

Auch Zena feuerte sie an. »Strícam la man e pinta!«

Meine Mutter drückte ihr die Hand, so fest, dass sich ihre Nägel im Fleisch abzeichneten.

Es war ein mühsamer Weg für mich. Ausgehungert nach Sauerstoff, versuchte ich, den richtigen Moment zu finden, um wie ein Komet ans Licht der Welt zu stürzen. Als ich es endlich erblickte, so heißt es, war ich violett angelaufen und schlaff wie eine Lumpenpuppe. Die Hebamme packte mich an den Füßen und gab mir kleine Schläge auf den Rücken, doch ich rührte mich nicht.

»Sie ist tot ...«, flüsterte meine Mutter.

Die Hebamme klopfte mir noch kräftiger auf den Rücken, bis ich schließlich, immer noch mit dem Kopf nach unten baumelnd wie ein Huhn auf dem Weg in den Kochtopf, den Mund aufriss und zu schreien begann. Da musste auch die Geburtshelferin weinen, aber aus Erleichterung; in all ihren Berufsjahren war ihr kein einziger Säugling gestorben, und da wollte sie bei mir nicht damit anfangen.

Zena war nach unten gelaufen, um meinem Vater die gute Nachricht zu überbringen. »Na férnna, Guido, sana e bèla c' me l' sol!« Es sei ein Mädchen, so schön wie das erste Licht des Sommers.

Papa war aufgesprungen und lief die Treppe hoch, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Aus meinem hellen Haar und den zarten Gesichtszügen schloss er sofort, dass ich mich in unserer Sippe auf die Seite der Träumer geschlagen hatte. Die andere Hälfte unserer Familie bestand aus Menschen, die in die Zukunft blicken konnten und äußerlich die dunklen Züge der Frau aus dem fahrenden Volk trugen, die unsere Sippe vor zwei Jahrhunderten zu einer »Familie von Bastarden« gemacht hatte.

Papa küsste meine Mutter und sagte, dann würde es einen Jungen eben beim nächsten Mal geben, und verließ das Haus.

Papa stieg den zugeschneiten Pfad hoch, der auf den Damm führte, als ein Hase seinen Weg kreuzte und in einem Gebüsch verschwand. Er dachte, das mit dem Hasen sei vielleicht ein gutes Zeichen; das musste

er seine Mutter fragen, die ja auch etwas vom fahrenden Volk hatte und von solchen Sachen viel verstand. Sobald das Wetter besser wurde, würde er nach Stellata gehen und sie von meiner Geburt in Kenntnis setzen.

~

Am folgenden Morgen zeigte sich ein blauer Streifen am milchigen Horizont. Die zehn Kilometer bis Stellata legte mein Vater mit dem Fahrrad auf der Straße zurück, die den Damm vom Dorf seiner Familie trennte.

Seine Mutter Neve nahm die Nachricht erfreut entgegen. Doch mit den Jahren, und nachdem sie mit vielen Enkeln beschenkt worden war, gerieten bei ihr die Daten und Fakten ein wenig durcheinander, sodass sie irgendwann davon überzeugt war, dass mein Geburtstag nicht etwa im Februar lag, sondern Ende Oktober: Sie behauptete felsenfest, sich genau an den Mostgeruch und den Duft von gerösteten Kastanien erinnern zu können, der an jenem Tag in der Luft hing, als ihr Sohn ihr die Nachricht von meiner Geburt überbrachte.

Meine Großmutter war das wandelnde Gedächtnis der Familie, nahm es aber mit der Wahrheit nicht so genau. Im Laufe der Zeit schmückte sie jene Episode mit so vielen Einzelheiten und anderem Beiwerk aus, dass die Hälfte der Verwandtschaft zu der Überzeugung gelangte, ich sei tatsächlich nicht mitten im Winter, sondern im Herbst zur Welt gekommen. Wenn Ende Oktober unweigerlich Neves Geburtstagskärtchen bei mir eintrudelte, begann ich manchmal selbst, Zweifel bezüglich meines Geburtstages – und vielleicht auch meines Schicksals – zu hegen: Hatte meine Geburt wirklich in schwüler Spätsommerwärme stattgefunden oder doch in der klirrenden Kälte des Winters?

Nachdem er seinen Eltern die gute Nachricht überbracht hatte, schaute Guido noch bei seinem Großvater Anselmo vorbei, der, als er

von meiner Geburt erfuhr, sogleich den Vorschlag machte, auch für mich einen Namen aus einer Oper zu wählen, so wie es in der Familie üblich war.

»Nennt sie Aida. Der ist schön und nicht weitverbreitet.«

»Da muss ich zuerst meine Frau fragen, Nonno.«

Meine Mutter jedoch war nicht zu erweichen: Sie wollte einen modernen Namen oder den einer berühmten Schauspielerin: Alida, wie die Valli, oder Lana – Wolle –, wie die Turner.

»Warum denn nicht gleich Pecora, also Schaf, wenn wir mit Lana schon bei Wolle sind«, erwiderte Guido lachend.

Nach langem Hin und Her hatte sie den Namen Norma vorgeschlagen. »Das ist der Name meiner Mutter und gleichzeitig der einer Oper. Was hältst du davon?«

»Perfekt! So sind alle zufrieden.«

Er trat auf die Wiege zu und nahm meine kleine Hand. »Hallo, Norma! Siehst du, was wir dir für einen schönen Namen gegeben haben? Er wird dir Glück bringen.«

ERSTER TEIL



~ 1947 ~

Und wenn ich es nicht schaffe, sie gernzuhaben?, fragte sich Elsa, kaum dass man ihr die Tochter in die Arme gelegt hatte, und sie schämte sich sogleich für den Gedanken. Anders als sie stolz zu machen, versetzte die Geburt ihrer Tochter sie urplötzlich zurück in die bitteren Zeiten ihrer Kindheit, als sie, statt wie ihre Schulkameradinnen Seil zu springen oder auf dem Hof Himmel und Hölle zu spielen, mit ihrem kleinen Bruder auf der Hüfte spazieren gegangen war oder seine schmutzigen Stoffwindeln am Ufer des Flusses Po ausgewaschen hatte. Jedes Mal, wenn ihre Mutter wieder ein Kind gebar, hoffte Elsa, dass es das letzte sein würde, doch immer sagte ihr dann eine Nachbarin, mit einem hämischen Grinsen auf den Lippen: »Ich habe gehört, deine Mama hat dir schon wieder das Kleidchen kürzer gemacht!« Eine Redewendung, mit der man in ihrer Gegend eine Schwangerschaft zum Ausdruck brachte. Elsa, die als Kind vom Lande wusste, wie Tiere sich paarten, glaubte sowieso nicht mehr an den Klapperstorch. Wenn jemand so etwas sagte, lief sie deshalb rot an und rannte in die Flussauen, um vor Enttäuschung und Scham zu weinen. Ja, sie schämte sich, denn in ihren Augen war ihre Mutter eine alte Frau, und ganz gewiss machte man solche Dinge im Alter nicht mehr.

Kaum war sie zwanzig Jahre alt, hatte Elsa festgestellt, dass auch sie schwanger war, nicht nur im selben Alter wie damals

ihre Mutter mit ihr – sie war auch noch unverheiratet. Jetzt war die Scham doppelt so groß, denn damals war es eine große Schande, wenn ein Mädchen ein Kind erwartete, ohne einen Ehering am Finger zu haben.

Es war eines Abends im Juni passiert. Sie und Guido waren tanzen gewesen und hatten danach in einem Feld in der Nähe des Flusses ein Päschen eingelegt. Die Luft war lau und warm, und über ihnen hing ein tiefer, runder Mond. Guido hatte sie gefragt, ob es ein sicherer Tag in ihrem Zyklus sei, und unter dem einen oder anderen Seufzer hatte sie bejaht.

Als ihr allerletztes Geschwisterchen auf die Welt gekommen war, hatte das Mädchen mitangehört, wie der Arzt ihrer Mutter erklärt hatte: »Du musst einfach nur mitrechnen, und in der Woche in der Mitte des Zyklus sagst du zu deinem Mann, er soll sich im Bett umdrehen und dich in Ruhe lassen.« Elsa hatte sofort begriffen, was er meinte, und seinen Rat auch selbst befolgt. Doch an jenem Abend machte sie, benommen von den Küssen und Zärtlichkeiten, einen Rechenfehler. Kaum war sie wieder zu Hause, warf sie einen Blick auf den Kalender, rechnete nach und bemerkte voller Bestürzung ihren Irrtum. Schon an jenem Abend schien ihr, sie könnte dieses winzige Wesen in sich spüren: ein leises Glucksen, eine kleine Laune der Natur in den Tiefen ihres Fleisches. Sie hielt den Atem an und lauschte, voller Vorfreude und ebenso voller Angst, jener Stille, die kaum länger war als die Spanne

zwischen einem *bum*
und dem anderen *bum*
ihres Herzens.

In jener Nacht träumte Elsa von einem blauen Wald, von einer Wiese voller Glühwürmchen, vom Sirren eines Kolibris.

~

Einen Monat später hatte sie Guido verkündet, dass sie schwanger war. Ihn schien es zu freuen, auch wenn sie beide erst zwanzig Jahre alt waren oder vielleicht gerade deshalb.

Am 27. September 1946 hatten sie geheiratet. Elsa, in einem perlgrauen Kostüm und mit einem Hütchen mit Schleier, küsste die Gäste, lachte und weinte vor Freude, doch der Traum währte nur kurz. Kaum war sie Mutter geworden, schien es ihr, als hätte sie nur ein weiteres Geschwisterchen bekommen, um das sie sich kümmern musste. Nur dass es diesmal noch schlimmer war, denn ihr kleines Mädchen musste auch gestillt werden, und das tat mit den entzündeten Brustwarzen höllisch weh. Außerdem hatte Norma nachts oft Koliken und weinte stundenlang. Kaum hatte sich ihre Brust an den groben Vorgang des Stillens gewöhnt und das Bauchweh ihrer Tochter aufgehört, bekam Norma Zähne. Und als sie erst einmal anfang zu laufen, war sie im Haus kaum mehr zu bremsen; sie machte Schubladen auf, zog an der Tischdecke des gedeckten Tisches, krabbelte auf allen vieren die Treppe auf und ab. Ein Albtraum! Manchmal war Elsa so erschöpft, dass sie sie machen ließ. Sie beschränkte sich dann darauf, sie zu beobachten und dabei kreuzunglücklich zu sein. Je mehr sie die Kleine betrachtete, desto fremder kam sie ihr vor, und sie fragte sich, ob dieses kleine Wesen wirklich in ihrem Bauch herangewachsen war.

Das war nicht die Ehe, von der sie geträumt hatte. Sie wünschte sich ein bisschen Freiheit, wollte an Guidos Seite leben, einfach frisch verheiratet sein, doch dazu war keine Zeit geblieben. Nach der Trauung war das Paar nach Caposotto di Sermide gezogen, ins Flachland von Mantua. Sie hatten zwei Zimmer an der Via San Giovanni gemietet, in einem alten Gebäude, das zwar langsam am Zerbröckeln war, von den Menschen im Dorf jedoch wegen seiner gewaltigen Ausmaße großspurig *al palás*, der Palast, genannt wurde. Das Haus war heruntergekommen,

doch der Jasmin, der um das Eingangstor wucherte, erfüllte den ganzen Hof mit seinem Duft.

Zena, Elsas Freundin seit Kindertagen, lebte mit ihrem Mann Dolfo zwei Häuser weiter. Dolfo war Guidos Zwillingbruder, auch wenn sich die beiden überhaupt nicht ähnlich sahen: Ersterer war kräftig gebaut und ein Draufgänger, Letzterer mager und schüchtern. Während Dolfo gerne und viel redete, war Guido eher der schweigsame Typ. Ihre Mutter Neve erzählte, er habe bis zum dritten Lebensjahr kein einziges Wort gesagt. Nicht, dass er es nicht gekonnt hätte; er überließ das Reden einfach lieber seinem Bruder.

Elsa und Zena hatten die Zwillingbrüder am selben Abend beim Tanzen kennengelernt. Ein Jahr später waren beide Pärchen verheiratet, und so kam es, dass die beiden Freundinnen auch zur gleichen Zeit ihre Kinder zur Welt brachten. Alle waren jung und verliebt, doch das Kriegsende lag noch nicht lange zurück, und das Leben war alles andere als leicht. Guido und Dolfo verdienten ihr Geld mit Feldarbeit, und wenn sie Glück hatten, wurden sie als Saisonarbeiter in der Zuckerfabrik von Sermide angestellt, doch die Hälfte des Jahres waren die Kassen der beiden jungen Paare gähnend leer.

Seit ihrer Jugendzeit verbrachten Elsa und Zena den Frühsommer in den Reisfeldern von Piemont, bei der sogenannten *stagione della monda*: anderthalb Monate harte Arbeit des Jätens und Pflanzens, von der sie jedoch immerhin ein Kilo Reis pro Arbeitstag und ein schönes Geldsümmchen, im BH versteckt, nach Hause brachten. Im Abstand von nur wenigen Monaten waren die Freundinnen nach ihren Hochzeiten Mütter geworden und dachten, damit könnten sie die Schufterei in den Reisfeldern hinter sich lassen. Doch das Geld war immer zu knapp, und kaum waren ihre Töchter entwöhnt, sahen sich beide gezwungen, wieder für die Arbeit in den Norden zu reisen.

Es war das Frühjahr 1949, und Zena brach es schier das Herz, als sie ihre kleine Tochter, die *tonda e ciara cme un ninin*, pummelig und rosa wie ein Schweinchen war, bei ihrer Mutter ließ. Für Elsa hingegen war der Aufbruch nach Piemont fast wie Urlaub: Ja, die Arbeit war anstrengend, doch vermochte sie nachts wenigstens acht Stunden am Stück zu schlafen, etwas, an das sie sich kaum mehr erinnern konnte.

Die beiden Frauen machten sich am letzten Sonntag des Mai vor Sonnenaufgang auf den Weg. Guido und Dolfo brachten sie auf den Fahrrädern zum Bahnhof. Still saßen die Frauen quer auf der Stange des Drahtesels und spürten den Atem ihrer Ehemänner wie eine warme Brise in ihrem Nacken. Der Himmel war schwarz, die Luft prickelnd frisch. Einer hinter dem anderen stiegen die Brüder in die Pedale, die Straße war von den wenigen Laternen schwach beleuchtet. Nur in den Ställen, mitten in den Feldern, brannte bereits Licht. Dort hatten die Bauern schon ausgemistet und machten sich ans Melken.

Als sie den Bahnhof von Sermide erreicht hatten, küssten Guido und Dolfo ihre Frauen zum Abschied, wegen der Leute jedoch nur auf die Wange.

»Setz der Kleinen immer ein Hütchen auf, und lass sie nie in die Sonne«, bat Elsa.

»Aber schreib mir, Dolfo. Denk daran, dass ich mindestens alle zwei Tage einen Brief haben will«, mahnte Zena, die einen Kloß im Hals hatte.

»Na los, der Zug wartet nicht«, unterbrach Guido sie.

Elsa setzte sich in Bewegung, doch Zena zog Dolfo rasch in eine Ecke, und sie begannen, sich zu küssen.

»Zena, komm schon, es ist Zeit!«, rügte ihre Schwägerin mit leiser Stimme.

Doch die ließ auf sich warten, bis sie schließlich laufen mussten, um den Zug nicht zu verpassen.

Als die beiden einstiegen, war bereits alles voll besetzt. Das Gefährt Zug zu nennen, war eigentlich übertrieben, vielmehr handelte es sich um einen Waggon, eher dafür ausgelegt, Vieh statt Menschen zu transportieren. Die beiden Schwägerinnen fanden nur noch einen Platz direkt neben dem Klo.

»Puh, das stinkt aber«, jammerte Zena jedes Mal, wenn jemand die Tür öffnete.

»Das hast du nun davon, so viel Zeit zu verplempern, weil du deinen Mann knutschen musst«, nörgelte Elsa.

Kaum hatten sie den Bahnhof verlassen, begannen einige der Frauen zu singen.

*Si lasciava il moroso, lo sposo, un saluto, un bacio, un sorriso
per riportare a casa pochi soldi e un sacco di riso ...*

Ja, man lässt seine Liebsten zurück, mit einem Lächeln oder einem Kuss, nur für ein paar Münzen und einen Sack Reis ...

»Ich komm mir vor, als wären wir wieder junge Mädchen!«, rief Elsa aus.

»Wenn du mich gefragt hättest, wäre ich lieber zu Hause geblieben«, antwortete Zena. Doch auch sie ließ sich nach einer Weile von der kameradschaftlichen Stimmung dazu hinreißen, mit in das Lied einzustimmen, in dem es um die brennende Sonne und die harte Arbeit ging, die sie in den Reisfeldern erwarteten, und um die verdiente Nachtruhe danach:

*Nella risaia, quando il sole bruciava la pelle
Cantavan le mondine le canzoni d' amore più belle
E poi di sera, alla fine del duro lavoro
Cantavan tutte in coro: »Finalmente si va a riposar.«*